

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 8

Artikel: Tobelvolk [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Belletristisches, Kunst und Literatur.

Dr Mohn und s' Stärdli.

Von Josef Reinhart. Nachdruck verboten.

„Sascht allnacht, wenn der Mohn am heitre Himmel stobt,
So gsehni, as es Stärdli hinden-annem goht,
Gäll Müeti, s wird der Mohn em Stärd sy Vatter sy!
Susch gieng er doch johraus johry nit hindedry!
Lueg, wiener zieht! Jsch's nit, er mög em fasch nit no?“
„Er mueß halt! Chind! Mueß hinecht no uf Chienberg cho,
Im Dokter zündte übre Bärg der Chrachen us,
Süsch stirbt es Meiteli am Gruup im letzte Huus.“
„Jes lueg, s'isch wie wenn's Stärdli lysli gwunke hätt!
Jes luegt er zrugg, der Mohn, wie wenn erm warte wett.
O je, was chunnt derhar, dört über d'Sählsflueh?
Wie tschuderet s Stärdli, d'Wulche deckt der Vatter zue.
Jä nei, bigopp — lueg, 's Stärdli het's Latärnli uf“ —
„Jä weisch, der Pfarrer mueß no spot der Chrachen uf.
Und het kei Liecht, der Wind lösch't s' Latärnli us.
Jes git em 's Stärdli Liecht, im Heer, bis hei vors Huus.“ —
„Gottlob, do chunnt der Mohn und d'Wulchen isch verby!
He nu, sie hei ne wyte Wäg düer Milchstrooß y.“
„Sie zünde wyt; Weisch, s stöh Soldaten uf der Wacht,
's ließt mänge no nes Briefli i der heitre Nacht
Und luegt a Himmel — dankt a Chind und Frau
Und gheht der Mohn und s Stärdli, dankt, das gseh sie au!
Jä, Chind — was stoich? so chumm, es isch gar dhalt!“ —
„Lueg Müeti, lueg, es chunnt e Wulche übre Wald!
Jes, oh! was lauft jes s Stärdli — lueg, s lauft mitts drinn y
O Müeti, gäll, jes möchti nit das Stärdli sy!
Was wöts jes mache, wenn's der Mohn verlore het?
Und wenn er lauft, und wenn's en nümme finde fett!“
„Briegg nit mys Chind! das Stärdli, weisch, veriret nit!
Es gspürt s' Liecht dur d'Wulche dur und behönnt sy Schritt;
Es dankt, der Liebgott heig im Mohn 's groß Liecht mit gäh,
As är s Chind mit em chlyne chönni mitem näh!

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Hg.

6

„Heinrich!“ entfuhr ihr ein schwankender Laut. Hörte er's nicht. Oder wollte nicht hören? Immer nur seinen Rücken sahen die schmerzenden Augen. Und noch einmal raffte sie sich auf, allen Stolzes bar, nicht rastend, eh sie ihn am Armel zu fassen bekam.

„Da bin ich — du gewalttätiger Mensch!“ hauchte sie mit letzter Kraft und sank halb ohnmächtig an ihm zu Boden. Heinrich faßte sie unter die Arme und setzte die Schwere auf den Schlitten. Allein die furchtbare Demütigung hatte in ihrer Brust das Unterste zu oberst gekehrt. Nun hörte er den Schmerzenslaut des geknickten Stolzes, wie vorhin in der Stube den der verschmähten Liebe — — Es war sein zweiter großer Sieg in der nämlichen Stunde. „Stark sein ist alles!“ jubelte die verwegene Seele. Doch die Worte, die er Elsbeth gab, waren weich wie Samt.

Er setzte sich ihr auf den Schoß, legte einen Arm auf ihren Rücken und fuhr mit der Hand wärmesuchend unter ihre Achselhöhle.

„Ganz mein mußt du sein und bleiben! Ich mag dich mit keinem teilen. Und morgen — hörst du — zieh ich in die Stadt. Aber nicht für lange. Ein Jahr — vielleicht zweie, wenn's hoch kommt — dann bin ich wieder da. Dann will ich dort unten am See, wo Wettsteins Hüttchen steht, oder hier oben, wenn dir's gefällt, mein eigenes Zelt aufschlagen! Hörst du den Glücksvogel über uns rauschen?“ Und leise sang er ihr ins Ohr:

„In der Heimat ist es schön,
Wo ich sie zuerst gesehn,
Wo mein Herz sie hat gefunden,
Ewig sich mit ihr verbunden —“

Der Rest blieb ihm im Halse stecken. Im Aufspringen hätte er Elsbeth beinahe hintenüber geworfen.

Zehn Schritte über ihnen, auf dem Fußweg, der ins Tobel führte, stand — nein, es war keine Täuschung — niemand anders, als sie — Marei — die Wölfin. Aber jetzt verlieh sie den Pfad und kam auf die beiden zu. Verfliegen war da Liebe, Stärke, Triumph. —

„Ich weiß, was du giftige Kröte im Schilde führst!“ schrie er ihr entgegen, ganz besinnungslos alles selbst veratend, was sie etwa enthüllen konnte. „Es soll dir nicht gelingen, Eher erwürge ich dich!“

Sie entwischte ihm und suchte Schutz bei Elsbeth.

„Ich will dir nur beweisen, wer dich lieber hat von uns zweien — Elsbeth oder ich“ — sagte das Ding mit unheimlicher Ruhe und Entschlossenheit, und zu ihrer Rivalin gewendet: „Weißt du denn schon, daß ich ein Kind von ihm bekomme?“

Zerbarst da die Welt nicht in tausend Fetzen?

„Pfiu — das ist gelogen, wie gemein!“ rief Elsbeth und schüttelte Mareis Hand voll Ekel von ihrem Ärmel ab.

„Frag ihn doch selbst“ — Die Anklägerin zeigte mit dem Kopf auf Heinrich, der keine Gegenwehr mehr versuchte, sondern nur noch mit einer fast überirdischen Hoffnung, bleich, an Elsbeths Augen und Lippen hing.

„Hilf ihr hinüber, du da oben! So kann ich glauben, daß du bist!“ bettelte sein erstarrendes Herz. „Nimm sie jetzt in deine allmächtigen Arme und trag sie zu mir herüber. Nur dieses eine Mal! Es ist ja Weihnachtszeit, und morgen brennen die Christbäume in allen Häusern!“ — —

Elsbeth preßte den wirren Kopf in ihre Hände, als müßte sie ihn am Zerspringen hindern und floh vor dem klaffenden Grauen — wieder in die gleichen Stapfen, die vorhin ihre tiefste Liebe getreten hatte.

Niemand dachte daran, ihr zu folgen.

„Jetzt erwürge ich dich, du Satan!“ fuhr Heinrich auf die elende Verräterin, die eifersüchtige Dirne los, und bekam sie gerade an der Gurgel zu packen. Denn sie wehrte sich mit keinem Glied. Nur bitten tat sie — mit angstgroßen, rotgeänderten Augen.

„Aber schwarz — aber schw—arz ist halt doch“ — löste sich in wahnwitziger Ueberspannung eine lächerliche Farce in seinem Gehirn. Er lachte verzweifelt auf: „Bewahre mich, ich müßte die Dirne noch für voll bezahlen!“ und tat als speie er ihr mitten in ihre erbärmliche Jammermiene. Mit einigen langen Sähen war er oben am Galgen. Den Schlitten vergaß er mitzunehmen.

Weit unten, schon auf der Straße, bewegte sich etwas, das halb schwarz und oben weiß war: dem sah er nach, bis es hinter den ersten Häusern verschwand.

„Raum gefunden, schon geschwunden! Fahr hin, du meine erste Liebe!“

Dann fiel er mit dem Gesicht in den Schnee.

Der heutige Haldensteiner Holzschlag lag wieder einmal zu höchst im Segesserwald, was für die Schlittler immer ein besonderes Fest war, weil diese Talfahrt am meisten Geschick erforderte. Es gab da Gefälle und Kehren, die für den Unbeherzten geradezu hals- und beindreherisch ausfielen, und nicht wenige, die der leidigen Sitte und Schneidigkeit wegen mitmachten, hatten beim Aufstieg ihre stillen Kümernisse, was die heile Rückkehr anbetraf.

War die Weinernte im häuerlichen Kalendarium der höchsten Festtag des Wohlstandes, so galten andererseits die sogenannten Gemeindefesttage als Tummelfeld der Kraft und Berwegenheit. Und hiermit hatte es folgende Bewandnis.

Haldenstein gehörte infolge des ausgedehnten kommunalen Grundeigentums zu den reichsten Gemeinden des Landes, und einem guten alten Brauch gemäß gelangte immer nur ein Teil des abgeforsteten Holzes zur Versteigerung, während ein anderer gleichmäßig unter die verheirateten Bürger verteilt wurde. Bei Wintersausbruch zeichnete der Bannwart jedem Anwärter seinen Hieb aus und um Neujahr herum, bei günstigen Schneeverhältnissen, zog dann männiglich mit Axt, Säge und Schlitten hinauf.

Da hatte auch Jörg Hugentobler seine großen Tage. Und heuer bekamen diese noch eine besondere Weihe durch Heinrichs Gegenwart. An dem verabredeten Morgen klopfte er schon an dessen Kammertür, noch eh es recht hell war. Heinrich fuhr aus kurzem, dämmerhaftem Schlummer auf und die Erinnerung an den Zusammenstoß an der Wolfsbalde fiel über ihn her wie ein wildes Tier.

Nach Mitternacht heimgekommen, müdelaufen, steifgefroren, war er schließlich wider Willen eingeschlafen.

„Es wär denn bald Zeit — heißt es, wenn Schneid am Mann ist!“ hörte er Jörgs Stimme. „Bleibt's dabei?“ Trotz seinem Elend, der innern und äußern Zerschlagenheit, hatte Heinrich noch eine lebhaftere Ahnung von der Freude, die er dem andern einzig durch sein Dabeisein machen konnte. Nun standen ja die Dinge so, daß es nicht mehr darauf ankam, wann er das Haus und den Ort verließ.

„Ja, ich komme — einandernach!“ sagte er und dachte so für sich: „Damit ich daheim wenigstens eine Seele hab, die zuweilen freundlich an mich denken mag!“ In Pausen, während denen er mit einem Strumpf oder Schuh in der Hand ratlos an die Wand starrte, zog er seinen kurzen Lodenanzug an und Gamaschen über die Schuhe, denn Kanonenstiefel hatte und brauchte er keine.

Marei, die — nur durch eine dünne Bretterwand von ihm getrennt — jedes Geräusch hören konnte, stand auch erst jetzt auf. Von diesem Tage an dachte sie dauernd daheim zu bleiben.

In der verfloffenen Nacht hatte sie Heinrich zuerst aus Angst vor einem „dummen Streich“ auf Schritt und Tritt begleitet, bis er wütend über sie herfiel und dann schnellfüßig die Flucht ergriff. Zu Hause harrete sie jedoch von Stunde zu Stunde ruhiger auf seine Wiederkehr. Je mehr sich das tolle Mädchen in des Geliebten Zustand versenkte, um so fester wurde ihre Zuversicht. Mit ihrem Gewaltstreich konnte sie zufrieden sein, hatte sie den Abtrünnigen zurückerobert, wie sehr er sich auch zuvörderst dagegen sträuben mochte. Wahrlich, sie kannte ihn besser als die andere, das wohlgeborene Fräulein! Und Elisabeth Stadler war dazu auch viel zu hochmütig, ihm auch nur den kleinen Finger jemals wieder zu reichen, während die Verschmähte sich ihm nur noch inniger als zuvor verbunden fühlte. Auch wußte sie ganz genau: Heinrich Anderegg bedurfte ihrer Liebe jetzt ebenso sehr als des täglichen Brotes. So verlassen und verkauft, wie er plötzlich war, fand er niemals die Kraft, sein Bündel für Zeit oder Ewigkeit zu schnüren, wieder in die ungestaltliche Welt hinauszupilgern. Er vermochte nicht mehr ohne eine Seele zu sein, die ihn fächelte mit Zärtlichkeiten, die er anfeuern konnte mit seinem Ehrgeiz, um sich selbst im Widerschein der eigenen Glut zu erquicken. Wie oft hatte er, gleichsam im Nachhall der in ihren Armen genossenen Seligkeit, vertraulich zu plaudern, zu prahlen begonnen von künftigen Taten, die alle Welt in Erstaunen setzen würden! In solchen Momenten durfte sie ungestraft auch für sich ein Plätzchen an der Sonne seiner Gunst beanspruchen; es wurde ihr immer großartig verheißen und sie glaubte ihm gern, obwohl das nur phantastische, kindliche Spiele erschiene. Aber von nun an mußte Ernst daraus werden. Sie mochte nicht in Armut und Schande zurückbleiben, wenn es mit ihm wirklich aufwärts ging. Darum galt es, hinfürder mit mehr Klugheit zu schalten über die Mittel, die ihr geblieben waren, ihn weiter zu fesseln. Noch hatte er nicht erfasst, was unter ihrer Brust für ihn erblühte! Vorerst sah er dahinter nur ein Schreckgespenst: die lästige Frucht der freien Liebe! Doch Geduld! sie wollte ihm bald Herz und Augen öffnen für die anziehende Seite der Erscheinung. O, sie war mächtig genug, ihm ein Rätsel aufzugeben, daran er nicht müde wurde zu denken, bis sie ihm selbst die glückliche Lösung zu Gemüt führen konnte.

Als Heinrich um Mitternacht behutjam die Stiege erklimmte, rührte Marei darum kein Glied und schlief sogar, nachdem er selbst bei Ach und Weh unter die Decke gekrochen, mit einem halbvergesenen Versgebet lächelnd ein. Und jetzt vollends kam es ihr vor, als seien die schönsten Weihnachten ihres Lebens im Anzug. Schnell hüpfte sie in das rote Kattunhauskleid mit Tüllspitzen, das sie erst kürzlich noch von ihm zum Geschenk erhalten hatte, und eilte, ihm zuvorkommend, hinunter in die Küche, wo sie mit ihrer knurrigen Mutter eine kurze, aber wirkliche Unterredung pflog. Die Folge davon war, daß Heinrich bei seinem Eintritt in die Stube nur freundliche Gesichter traf und den Frühstückstisch über die Maßen trefflich bestellt

fand. Der Ribbel — ein Maisgericht, ähnlich der Polenta — dampfte in der Schüssel und erfüllte das ganze Zimmer mit einem würzigen Geruch. Auch der Kaffee hatte noch schnell eine Gehaltszulage bekommen. Daneben winkten, als besondere Gruppe, lieblich durchzogene Scheiben Schweinespeck, Weizen- und Roggenbrot, zwei Flaschen Saft und eine kleinere mit Kirschbranntwein — die Wegzehrung für die beiden Holzhauer.

Marei kam erst, als die andern schon beim Schmaus waren, aus Mutters Kammer hervor, wo sie sich in Eile, aber dennoch hübsch frisiert hatte. Sie trug ihr Kind auf dem Arm, das sie mit Ciapopeia zum Lachen und Strapeln brachte.

Heinrich ließ den Kopf sinken. Er hatte sie längst unterwegs nach Treustadt vermutet. Sie tat übrigens nicht dergleichen, als sei auch nur ein Wölkchen zwischen ihn und sie getreten. — Und gestern abend lag sie da wie eine, die nur noch aufsteht, um geradewegs ins Wasser zu springen! Glaubte sie etwa, daß ihr verfluchter Streich ihn nun für immer wehrlos in ihre Hände gab? Noch einmal überlief ihn der funkelnde Haß; es fehlte wenig, so wäre er wieder auf und davon geschossen.

Marei, die, während sie dem Kind die Milch einflößte, trotz dem Halbdunkel schielend jede Miene und Bewegung wahrnahm, zitterte auf ihrem Stuhl. Sie hielt vor Bangen die Flasche so hoch, daß die Kleine plötzlich keine Luft mehr bekam und alles pustend wieder auswarf.

„Gib her, Tolpatsch, der du bist!“ schalt die Base, der verwirrten Tochter so kind wie Flasche unwirsch entziehend. Du bringst es sonst noch um vor lauter Kopflosigkeit!“

Marei ließ es achlos geschehn. Sie war Heinrichs Bild begegnet, der sie mit allen Schmähungen treffen, befudeln sollte, aber sie hatte ihn so liebevoll und flehentlich ausgehalten, daß er den seinen errötend senken mußte. Da Jörg gerade aufstand, ging sie wortlos daran, den Proviant in den Korb zu packen.

„Daß du dich nur um Gottes willen nicht übernimmst, Heiri, und meinst, du müßest es dem Großen in allem gleich tun!“ jagte die Base besorgt.

„Wenigstens leg die Ketten unter — wenn du wieder so übertrieben aufladen willst!“ setzte der Better hinzu. Jörgs rotbadiges Antlitz strahlte vor Vergnügen.

„Wenn ihn das Schlottern ankommt ohne — meinetwegen!“ meinte er drollig und steckte die kurze Deckelpfeife in Brand.

„Mit dir nicht!“ erklärte hingegen der Begleiter, und das war keine geringe Auszeichnung.

„Aber Gnad Gott dir, Waghals, wenn er nicht mit heiler Haut wiederkommt!“ kam die Base noch unter die Haustür nachgelaufen. Item, sie habe keine ruhige Stunde bis dahin, denn gestern sei unversehens Heinrichs Bild von der Wand gefallen und heute nacht sogar die Uhr stehen geblieben. Bei solchen Zeichen hätte ihre selige Mutter keinen ins Holz ziehen lassen. Allein sie wurde nur ausgelacht. Jörg holte den breitflügeligen Holzschlitten hervor, prüfte seine Festigkeit, warf den Zugriemen über die Achsel und faßte das Behikel an den geschwungenen Hörnern. Heinrich legte die Axt zünftig auf die Schulter und so zogen sie gleich Landsknechten in die raue Waldschlacht.

Marei ging noch nicht gleich ins Haus, sah vielmehr dem ungleichen Paare eine gute Weile nach, bis der, den es allein anging, sich wie unter einem fremden Zwang noch einmal umdrehte, worauf sie ohne Wink und Ruf zufrieden eintrat.

Die zwei hatten eine Stunde wader zu steigen und kamen fast als die ersten auf den Platz. Nur einige wenige, über die große Lichtung gleichsam verteilte Tannenriesen ragten noch trohbetend himmelan. Die Brüder rings lagen zerstückt, geschunden und gespalten am Boden und hauchten langsam ihre aromatische Seele aus. Heinrich hielt in der ersten Zeit tüchtig stand; es tat ihm wohl, zu fühlen, wie die in seinen Gliedern schlummernden Kräfte zu immer regerem Leben erwachten. Er hatte sie schon gar lange nicht mehr erprobt, seine Zeit von jeher lieber über Büchern als auf Turnplätzen vertan, was ihm jetzt gewissermaßen als Sünde gegen den Erdgeist vorkam. War's nicht auch eine Lust, die Axt zu schwingen, den Keil mit jedem wohlgezielten Schlag tiefer in den Block zu treiben, bis der zu guter Letzt mit Spliß und Krach auseinanderbarst! Nur wenn er um die Wette mit Jörg die großadige Blattfäße führte, kam es zu schmähhchen Niederlagen; er mußte oft halb ohnmächtig kapitulieren, indes der Partner sich den Anschein gab, als dünke ihn die Müß' kaum der Rede wert. Hei, wie schmeckte dann jeder Bissen, jeder Trunk, selbst der Branntwein, den Heinrich sonst nicht ertrug, dächte ihn heute ein Labsal! Gegen Mittag stand die erste Ladung, fast ein Klaster stark, bereit. Auf den obersten Scheitern lag eine dicke Reißigschicht. „Damit du weich fällst, wenn der Schlitten wirft!“ sagte Jörg, der Schalksnarr. Doch hatte der andere den Platz nun lieber nicht eingenommen, denn als er sich zu der Höllenfahrt Mut machen wollte, war der ohnehin geringe Vorrat von dieser Eigenschaft zufällig gerade aufgebraucht. Schließlich lag er oben ausgestreckt wie unterm Fallbeil; ein mattes Lächeln ein zweideutiges: „Warum nicht gar!“ war seine Antwort auf die Frage, ob ihn am Ende schon die Angst am Bündel habe. Auf der glatten Bahn angekommen, warf Jörg die Leine ab, packte die Hörner und brachte den Schlitten mit drei Säßen in Schwung, wonach er, einen Fuß vor den andern setzend, sich der mächtig stoßenden Last erprobsam entgegenstemmte. Fast lautlos kaufte die tolle Fuhre dahin und nur, wenn eine Rinne kam, machte der Schlitten mitsamt dem Lenker einen lustigen Hopser, der hingegen dem Passagier jedesmal ein umsturzbares „Hoppla“ entlockte. Noch schlimmer war's mit den Kurven, wenn sich Jörg plötzlich mit aller Wucht auf eine Seite warf und die Fuhre herumriß, so daß der unfreiwillige Bauchtänzer beinah ins Rollen geriet und die Beine in der Luft krampfhaft als Höhensteuer gebrauchte. Mit heiler Haut, nassen Baden und steifen Gliedern unten angekommen, hatte er noch die Redheit, zu behaupten: „Das war beim Eid die großartigste Schlittenpartie meines Lebens!“

Nach dem Abladen traten sie, um notdürftig aufzutauen, einen Moment in die Stube. Marei war gerade dabei, den Christbaum zu schmücken. Da fiel Heinrich wie zum Hohn die goldene Brosche ein, die er seit einigen Tagen für Elisabeth in der Kommode verwahrte. Und als bald hatte wieder ein Teufel über ihn Gewalt mitsamt



Erlach, das Rathaus, Südanischt.
(Aus „Das Bürgerhaus“, Band V, Verlag Dreifl. Hüfli, Zürich.)

den Tüden von Haß und Reue, die er sich droben im Wald solange mit Axt und Säge vom Leib zu halten vermochte! Die stärkeren Gefühle des Eroberers, der Ueberwindung aller Hindernisse entbehrten der Standhaftigkeit in dieser gehekten, brünstigen Seele, die so oft schon lahm und wund von ihren Höhenflügen zurückkehrte. Auch jetzt hatte er nur noch ein Bedürfnis: sich, wie's gerade kam, einzuspinnen in jegliches Behagen seines Alltags, seiner nächsten Umgebung. So war Heinrich Anderegg. Leicht begeistert, schnell verzagt — ein Held im Morgenrot, ein Bettler oder Brigant im Abendgraun.

„Da fällt mir ein — wegen heut' abend — ich muß ja noch nach Treustadt!“ sagte er zu Jörg, als dieser schon die Tür aufmachte.

Marei horchte auf und wußte gleich, woran jener dachte.

„Gelt, du hast schon die Hosen voll!“ machte der Große halb höhnisch, halb enttäuscht.

„Ein paar Sachen unter den Baum hab ich holen wollen! Eigentlich weiß ich ja selber nicht, was!“ erwiderte Heinrich mit durchscheinender Absicht.

Da nahm sich Marei ein Herz und erbot sich frei, wenn es sein könnte, auf der Stelle für ihn hineinzufahren.

„So komm denn bald nach!“ sagte Jörg im Abgehen.

Die zwei allein in der Stube Zurückgebliebenen kämpften jedes einen harten Kampf. Sie erkannte den guten Augenblick. Der dort zaudernd am Ofen stand und sich den Rücken rieb, war ihr schon wieder mit Haut und Haar verfallen!

Recht ein Kind des Augenblicks, ganz den natürlichen Trieben preisgegeben — so mußte er sein und bleiben, wenn sie mit ihm ans Ziel gelangen sollte. Langsam stand sie auf, seines Bescheids gewärtig.

(Fortsetzung folgt.)

„Pauli Bekehrung“ in Erlach.

Von Rob. Scheurer, Erlach-Wabern.

(Das Dialektische ist ältere Erlacher Mundart.)

„Was dr „Pauli“ syg, mächti Dr gärrn wüsse? He nu, das wäi mer Ech jezt erkläre! Aber machts Ech nid, grad mit mer uf ds Rothus z'goh? Mir sy im Augeblick dort, u dee het mee-n-Alls grad so schön bi-n-enangere. Dier müeßt nämlich wüsse: dr „Pauli“ isch gäng uf em Rothus.“

Nach diesen Worten stapfte der alte Rüedi Simmen voraus, dem Rathaus zu. Er marschierte trotz seinen 84 Jahren mit zwar langsamen, aber weitausholenden Schritten, das Haupt etwas vornüber gebeugt, genau in der Stellung, als ob er — wie einst in jüngern Jahren — im „Halskorb“ Erde die steilen „Grueffen“ *) Neben hinaustrüge.

Hoch und kräftig gewachsen, wetterbraun Kopf und Hände, in einst blauen, nun längst bleichgewaschenen „Griß“-Hosen und grauem „Ermel-Schilce“ dahinschreitend, stellte dieser weißhaarige Alte den ächten Typus eines alten Seeländer Rehbauern vom richtigen „Särmele“ **) Holz dar.

Jetzt zu schwerer Arbeit nicht mehr ausdauernd genug, hatte er seit zwei Jahren der jüngern „läbigeren“ Generation das „Stichelziehen“, „Schneiden“, „Hacken“, „Stickeln“, „Rühren“ und „Schaben“ in den Neben überlassen und sonnte dafür an schönen Nachmittagen seine alten Knochen auf dem grüngerstrichenen Bänklein vor dem Hause, wobei er, wenn ihm Frau Sonne allzuarg die verwetterten Backen und Schläfen küßte, sich nur zurückzulehnen brauchte in das kühle Blätterwerk des „Trübel-Ghähls“, welches üppig über die ganze Front des Häuschens empornwacherte, die vielhundertjährigen gotischen Fensterstöcke aus gelbem Hauerteufstein malerisch umrankend.

Eine Hauptfreude Rüedi Simmens war es immer, wenn irgend ein staffeleibeladener Künstler oder sonst ein Fremder, der sich die interessante Altstadt konterfeien oder auch bloß ansehen wollte, bei ihm, der da auf seinem reblaubüberschatteten Bänklein saß, sich über Dies und Das erkundigte. Wie leuchteten da jeweilen seine alten, von Runzeln eingerahmten und doch noch immer hellblickenden „Seebuzen“-Augen (in deren Winkeln der Schalk auch jezt noch fortwährend ein Heim hatte) wenn er von der alten „Stadt“ ***) zu reden begann. Fast von jedem der uralten Arkadenhäuser wußte er irgend etwas „Apartiges“ — teils Lustiges, teils Ernstes — aus mehr oder weniger weit zurückliegenden Jahrzehnten zu berichten.

Nun war auch heute wieder mal so ein fremder Herr gekommen und hatte sich, langsam bergan schreitend, links und rechts aufmerksam die originell gebauten Häuser betrachtet, bis er den greisen Rüedi auf seinem Bänklein entdeckte, an den er sich dann mit der Frage um das „Pauli-Fest“ wandte.

Nun gings unter dem von zwei friedlichen Schießscharten flankierten Torbogen des Rathauses durch und die alten ausgetretenen Steinstufen empor in den ersten Stock, wo ein nicht sehr hoher, aber geräumiger Saal die beiden einjamen Besucher aufnahm. Links der Eingangstüre stand breit und

*) Grueffen vom französischen patois crausaz oder crousaz = Einjennung, Schlucht.

**) Särmele vom französischen sarment = die zu Holz gewordenen Rebschöpfe.

***) „D' Stadt“ nennt der Erlacher die Altstadt, während der untere, neuere Teil Erlachs „ds Stedkli“ genannt wird.